

'Krise' der Germanistik, Popularisierung.

Eine fachgeschichtliche Bemerkung.

Die Berichterstattung zu einem Germanistentag, 2004 findet der nächste in München statt, zeichnet sich seit gut zwanzig Jahren dadurch aus, dass (oft schon im Vorfeld) Warnungen und Pessimismus zu hören sind. In der Krise befinde sich die Germanistik, und dies habe auch den Grund, dass sie sich der Öffentlichkeit entfremde. Hier wird zumeist die Terminologie von Literaturtheorien gerügt (als „Jargon“, man vergleiche in den neunziger Jahren die verschiedenen Diskussionen im *Schiller-Jahrbuch* zum 'Neuen' in der Literaturwissenschaft, zu ihrem Gegenstand und ihrer Terminologie), von denen es ohnehin mehr als genug gebe (Stichwort: „Unübersichtlichkeit“). Unterstellt ist zumindest implizit mit dieser Behauptung, dass sich das Fach 'früher' in einem ausgewogenen Verhältnis zu nicht-fachlichen Ansprüchen befunden habe.

Um es der Deutlichkeit halber zu pointieren: Bereits die Etablierung der Disziplin an den Universitäten wird von der Rede über ihre 'Krise' begleitet. Im frühen 19. Jahrhundert bekommt – infolge der Strukturveränderungen der deutschen Hochschullandschaft („Humboldtsche Reformen“) – die wissenschaftliche Beschäftigung mit (zunächst noch alt-) deutscher Sprache und Literatur die Gelegenheit zur akademischen Bewährungsprobe. Schon um 1820 aber treten massive Konflikte in dem noch ungesicherten Arbeitsfeld auf. Sollen mittelalterliche Texte nach den Maßstäben der Altphilologie kritisch ediert oder sollen sie an die Gegenwartssprache angepasst und damit auch dem Nicht-Germanisten leichter zugänglich werden? Soll sich das junge Fach an den internen Maßstäben etablierter wissenschaftlicher Disziplinen orientieren oder der nationalstaatlichen Einigung der Deutschen vorarbeiten, indem es ihre gemeinsamen kulturellen Wurzeln verdeutlicht? Der erste Bonner Lehrstuhlinhaber, Karl Simrock, gehört Mitte des 19. Jahrhunderts zu den Fachvertretern, die ihre Aufgabe gerade in diesem Kontakt zum gebildeten Publikum sehen – und sich deshalb von manchen Kollegen als Vielschreiber und Dilettanten in philologischen Dingen kritisiert finden.

Die 'Unübersichtlichkeit' der Disziplin hängt in ihren Anfängen mit noch diffusen Maßstäben für wissenschaftliche Seriosität zusammen; um die Definitionsmacht für die Kriterien 'wahrer Wissenschaft' konkurrieren sehr unterschiedliche Vorschläge. Zwar lässt sich nach 1850 von der Durchsetzung deutschphilologischer Fachkonzepte sprechen, „Übersichtlichkeit“ wäre gewährleistet – dennoch gerät die Disziplin in eine der schwersten 'Krisen' ihrer Geschichte. Im sog. „Nibelungenstreit“ geht es vordergründig um Editionsprinzipien Lachmanns, grundsätzlicher aber um die zukünftige Ausrichtung und das Selbstverständnis des Fachs, insbesondere das Verhältnis zu den nicht fachlich ausgebildeten Lesern. Soll sich die Deutsche Philologie durch weitere Spezialisierung intern stabilisieren oder den 'Laien' ansprechen, der Lese- und Verständnishilfen in Form von literatur- und sprach-

geschichtlichen Kommentaren benötigt? Soll sie programmatisch und eigeninitiativ Popularisierung, Vermittlung ihrer Ergebnisse leisten?

Die Schärfe dieser Kontroversen über Jahrzehnte lässt sich heute kaum noch nachvollziehen, einer der profiliertesten Germanisten, Wilhelm Scherer, diskutiert mit einem Bekannten brieflich sogar die Möglichkeit eines Duells mit einem missliebigen Kollegen. Grundsätzlich aber wird die Anforderung deutlich, der sich alle Disziplinen im modernen Wissenschaftssystem bis heute stellen müssen: sich selbst einer nicht-wissenschaftlichen Umwelt präsentieren, verständlich machen zu müssen, ggf. auch um weitere finanzielle Unterstützung in Wissenschaftsministerien, Stiftungen usw. zu werben. Mit dem Größenwachstum, das die Germanistik wie auch ihre Nachbardisziplinen seit 1900 erleben, tritt dieses Problem sogar verschärft auf. Denn seit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts existiert in den Kulturwissenschaften, und eben auch in der Germanistik, jener „Methodenpluralismus“, der bis heute gelegentlich als „Unübersichtlichkeit“ beklagt und für das schlechte Erscheinungsbild in der Öffentlichkeit verantwortlich gemacht wird. Die Germanistik, so wird am Beginn des 20. Jahrhunderts gefordert, solle dem 'Leben' dienen, bedeutende Texte interpretieren (Stichwort: „Klassik“), das Lesepublikum bedenken, nicht abseitigen Spezialistenmeinungen folgen, sondern sich 'auf sich selbst besinnen'.

Ihrer Tendenz nach sind dies Einlassungen, die auch gegenwärtig beobachtet werden können. Sie gehen allerdings von problematischen Prämissen aus. Zunächst: Die Germanistik (wie auch die Philosophie, die Neuphilologien, die Geschichtswissenschaft und andere Disziplinen) lässt sich nicht zentral steuern – weder von Wissenschaftsministerien noch von fachintern benannten Gutachtern, das moderne Wissenschaftssystem kennt kein Zentrum. Die 1972 mit der Einrichtung einer Arbeitsstelle für die Geschichte der Germanistik im Deutschen Literaturarchiv Marbach verbundenen Hoffnungen, aus wissenschaftsgeschichtlicher Aufarbeitung Lehren für die Zukunft ziehen, Planungshilfen gewinnen zu können, haben sich nicht erfüllt. Nicht nur im Zeitalter von Internationalisierung und Interdisziplinarität sind Steuerungsinstrumente allenfalls in Ansätzen (Finanzierung von Forschungsschwerpunkten etwa) erfolgreich. Die Forderung nach Beschränkung eines Fachs auf bestimmte Forschungsoptionen muss ins Leere laufen. Der Gegenstand der Germanistik ist ständiger Diskussion ausgesetzt, er liegt nicht abrufbereit fest, sondern muss immer wieder neu konstruiert werden; an der Erweiterung des Textbegriffs in der Mediaevistik und Überlegungen zur sog. Trivalliteratur seit den sechziger Jahren ist dies ebenso zu sehen wie an den gegenwärtigen Debatten über eine „Medienkulturwissenschaft“, die auch Hörspiele, Filme, Videos, Computerspiele u.a. zu analysieren hätte. Eine

entsprechende Dynamik gilt für den 'Import' von Theorien; er ist im übrigen kein Phänomen unserer Gegenwart, sondern mehr als achtzig Jahre alt – die Spuren der Nietzsche- und Dilthey-Rezeption, des Strukturalismus, der Psychoanalyse und der frühen Soziologie sind schon während der Weimarer Republik zu verfolgen.

Das Fach, so wird man die gerügte 'Unübersichtlichkeit' auch verstehen können, erzeugt eine Komplexität, die vom einzelnen Teilnehmer an seinen Debatten nicht (mehr) souverän überblickt werden kann. Tatsächlich finden sich von ihren erkenntnistheoretischen und subjektphilosophischen Prämissen her sehr unterschiedliche theoretische Ausrichtungen: Ihre Beiträge können nur noch schwer zu einem homogenen 'Stand der Forschung' synthetisiert werden und machen „Einführungen“ eben zu jenem Sammelband, der nicht nur beim Erstemester den Wunsch nach Begrenzung weckt. Aber warum dies nicht als Vorteil sehen, der das Feld öffnet, der weitere (anschließende und neuartige) Beobachtungen erlaubt? Die Germanistik ist gerade in dieser Hinsicht ein interessan-

tes Fach, dem die vielbeschworene Inter- und Transdisziplinarität nicht per kaiserlicher Botschaft verordnet werden muss. Allerdings: Es wird, nicht nur wegen der Konkurrenz um das leidige Geld, der Germanistik nicht erspart bleiben, die Vermittlung ihrer Lehr- und Forschungsangebote auch für Nicht-Fachleute zu betreiben und nicht den Zufälligkeiten des Feuilleton-Betriebs zu überlassen, der in Folge der ökonomischen Krise überregionaler Tageszeitungen ohnehin die Berichterstattung aus den Kulturwissenschaften beschneidet. Grundsätzlich sollte Popularisierung nicht als Beschädigung wissenschaftlicher Seriosität verstanden werden, sondern als Bemühung um ein professionelles Erscheinungsbild.

Rainer Kolk unterrichtet gegenwärtig Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Bonn. Buchpublikationen zu Fontane, zur Geschichte der Germanistik und zum George-Kreis. Aufsätze u.a. zu Tieck, Immermann, Heine, Hochhuth, zur Wissenschaftsgeschichte und zu literarischen Darstellungen von ‚Jugend‘.